

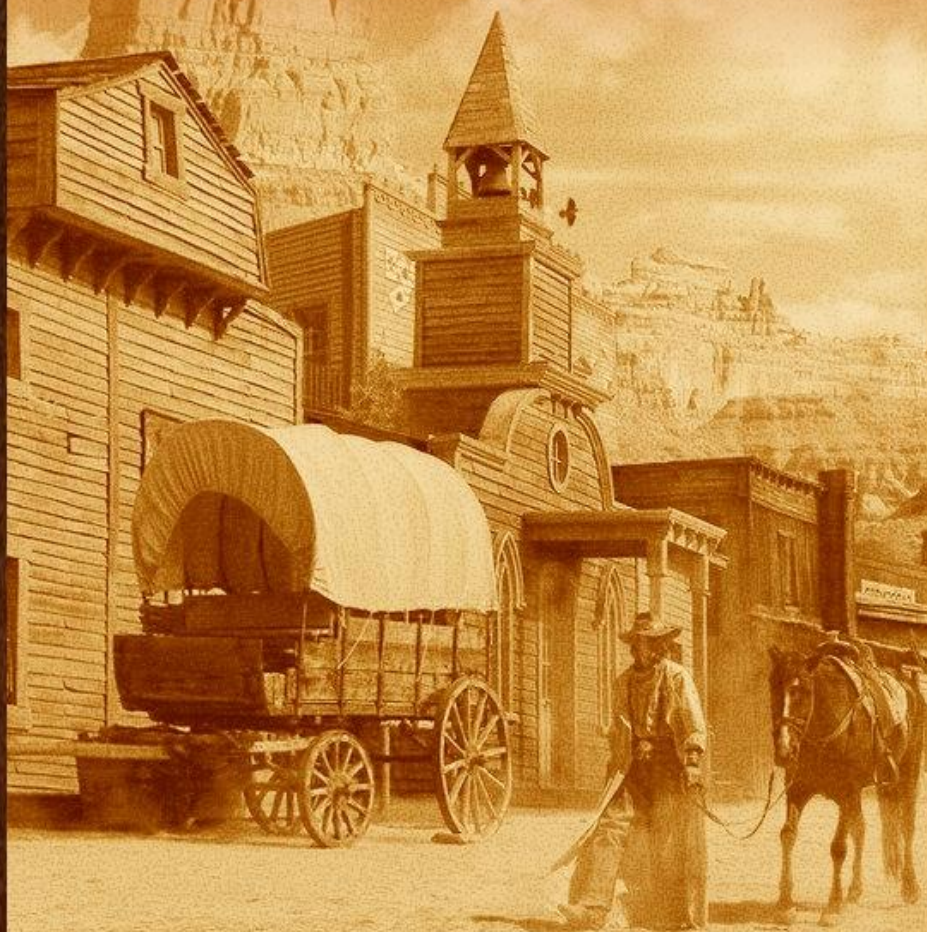


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 12

Die Station des Teufels



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Die Station des Teufels

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Marshal Crown - Die Station des Teufels

Es war kurz vor Mittag, als Jim Crown den Toten entdeckte. Der Mann lag auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht. Mit der rechten Hand hielt er eine Wasserflasche umklammert, während sich die Finger seiner Linken tief in den Sand gekrallt hatten. Das Licht der Sonne, die einer weißglühenden Scheibe gleich fast senkrecht am Firmament stand, brach sich an den silbernen Knöpfen seiner ärmellosen Kalbfellweste und an den Sporen seiner Stiefel.

Die Leiche lag neben einem Wasserloch inmitten der Ausläufer des Cap Rock Plateaus, einem gottverlassenen Landstrich knapp dreißig Meilen von Rath City entfernt. Es war purer Zufall, dass Jim Crown den Toten inmitten der zerklüfteten Sandsteinfelsen entdeckt hatte.

Normalerweise verirrte er sich kaum in diese abgelegene Gegend. Warum auch? Als Stadtmarshal von Rath City hatte er in der Ecke des Countys keinerlei Befugnisse.

Der Grund, warum er sich dennoch hier aufhielt, war ebenso einfach wie banal.

Er hatte einen Kater, der sich *von* schrieb, Kopfschmerzen und Durst, unsäglichen Durst.

Schuld an allem war Elizabeth, die neue Frau an Joshua Miles Seite.

Joshua, seines Zeichens Pferdezüchter und einer der besten Freunde des Town Marshals, hatte die Absicht, am kommenden Sonntag zu heiraten, und deshalb ihn und eine Handvoll weiterer Männer zu einem zünftigen Junggesellenabschied auf seine Ranch eingeladen. Da Jim aus Erfahrung wusste, dass sich solche Feiern meistens bis tief in die Nacht hineinzogen, hatte er in wohlweislicher Vo-

raussicht das Schicksal von Rath City in die Hände seines Deputys gelegt und sich zwei Tage freigenommen.

Inzwischen wusste er, wie richtig diese Entscheidung war. Er wäre niemals in der Lage gewesen, noch in der Nacht in die Stadt zurückzureiten. Selbst jetzt, als alle Steaks verdaut und Miles' Selbstgebrannter bis auf den letzten Tropfen aus den Poren geschwitzt war, spürte er noch die Nachwirkungen des feuchtfröhlichen Abends. Vor allem aber verspürte er Durst, und genau das hatte ihn hierher gebracht.

Er wusste, dass hier der Sweetwater Creek seinen Ursprung hatte. Was er nicht wusste, war, dass er an der Quelle des kleinen Flusses auf einen Toten stoßen sollte.

Suchend blickte sich Crown um, während er instinktiv die Sicherungsschleife vom Abzug seines Navys nahm. Nach ein paar Minuten, in denen er nichts Verdächtiges entdecken konnte, glitt er aus dem Sattel und ging auf den Toten zu.

Die Leiche schien noch nicht lange hier zu liegen. Die Totenstarre war trotz der Hitze nicht voll ausgeprägt und auch die Geier und die anderen Aasfresser hatten sich noch nicht mit ihm beschäftigt. Nachdenklich ging Crown vor der Leiche in die Knie.

Der Mann schien ungefähr in seinem Alter zu sein. Er trug eine zerschlissene, sandfarbene Hose und ein flaschengrünes Hemd mit geflickten Ärmeln und durchgeschueuertem Kragen. Das Leder seiner Stiefel war brüchig und die Absätze schief gelaufen. Ein Kugelloch verunstaltete die Krone des braunen Texashuts, der neben ihm auf dem Boden lag. Außerdem war die Krempe der Kopfbedeckung, wie Crown deutlich erkennen konnte, an mehreren Stellen

eingerrissen. Alles in allem machte der Mann eher einen vernachlässigten Eindruck.

Das einzig wirklich Gepflegte an ihm schienen sein Waffengurt und der sorgfältig eingölte Remington-Revolver zu sein.

Nachdenklich ließ Jim seinen Blick über den Toten gleiten. So, wie er am Boden lag, mit der Wasserflasche in der Rechten, hatte ihn sein Ende ziemlich unverhofft ereilt.

Crown bückte sich, packte die Leiche an der Weste und drehte sie auf den Rücken. Im selben Augenblick löste sich ein gelbliches achtbeiniges Etwas aus dem Hemd des Toten, fiel zu Boden und wieselte im Zickzack über den Sand, bis es hinter einem Felsen verschwunden war. Obwohl alles blitzschnell vor sich ging, hatte Crown genug gesehen, um zu wissen, was passiert war. Dieses Etwas war nichts anderes als ein sogenannter Arizona Bark Skorpion. Ein Tier, das bei einem Menschen unmittelbar, nachdem es zugestochen hatte, Atemnot auslöste und diese, je nach Konstitution des Betroffenen, innerhalb kürzester Zeit zum Tode führte. Der rote Punkt auf dem linken Handgelenk des Toten sprach eine deutliche Sprache.

Allem Anschein nach war der Mann unvorsichtig gewesen, als er sich auf den Boden gekniet hatte, um seine Flasche aufzufüllen.

Gerade in einer wüstenähnlichen Gegend wie dieser war an einem Wasserloch immer mit Schlangen, Skorpionen oder giftigen Taranteln zu rechnen.

Crown richtete sich wieder auf und hielt nach dem Pferd des unbekanntes Toten Ausschau.

Aber es war weit und breit nichts zu sehen. Wahrscheinlich, wenn er die Spuren an der Wasserstelle richtig deutete

te, hatte es irgendein wildes Tier in die Flucht geschlagen. Luchs, Büffelwölfe, Pumas oder wilde Brasadastiere waren in dieser Gegend keine Seltenheit.

Mit einem Schulterzucken tauchte der Marshal seinen Hut ins Wasser, nachdem er sich vergewissert hatte, dass er vor solchen Überraschungen verschont blieb, und ließ sein Pferd daraus saufen. Danach löschte er seinen Durst und füllte die Wasserflasche wieder auf.

Schließlich bückte er sich und hob den Toten hoch. Mit einem lästerlichen Fluch auf den Lippen trug er ihn langsam zu seinem Pferd.

Der Mann war nicht schwer, trotzdem war der Marshal schweißgebadet, als er ihn vor dem Sattel auf seinen Buckskin lud. Der Junggesellenabschied steckte ihm immer noch in den Knochen.

Nach einem letzten Blick auf die Wasserstelle zog sich Crown auf den Rücken seines Pferdes, ergriff die Zügel und schnalzte mit der Zunge.

Langsam setzte sich das Tier in Bewegung. Die Arme und Beine des Toten schwangen dabei im Takt der Huftritte mit. Jim wusste, dass die Leiche in der Sonne schon bald zu riechen anfangen würde. Deshalb ritt er mit seinem Pferd nicht gen Süden in Richtung Rath City, sondern nach Westen auf die nächste Postkutschenstation der Butterfield Overland Line zu.

Nachdem Crown die Ausläufer der Berge hinter sich gelassen hatte, lenkte er den Buckskin auf die Wagenstraße, die das Land von Norden nach Süden durchschnitt. Der ausge-

fahrene Weg war steinig und die Sonne stieg stetig höher. Es wurde unerträglich heiß.

Der Leichengeruch machte das Pferd mit jeder Meile nervöser, und deshalb war er froh, als am Horizont endlich die Umrisse der Poststation vor ihm auftauchten.

Das Anwesen bestand aus einem rechteckigen Haupthaus und zwei Ställen sowie einem angrenzenden Korral, in dem einige Pferde standen.

Der Marshal ritt auf den Hof und saß ab. Er führte sein Pferd zur Tränke vor dem Haus und ließ es mit hängenden Zügeln stehen.

Das Tier senkte sein Maul schnaubend in die Brühe der Tränke, Crown lockerte den Colt in seinem Halfter und ging auf den Eingang zu.

Bevor er die Tür erreichte, wurde sie geöffnet. Ein Mann erschien auf der Schwelle.

Sam Baker, der Betreiber der gleichnamigen Station, war ein stämmiger, untersetzter Mann mit Armen so dick wie Crowns Oberschenkel, einem Bauchansatz wie eine Kanonenkugel und einem kugelrunden Schädel, der nur noch von einem spärlichen weißen Haarkranz umgeben war.

»Tot?«, sagte er anstelle einer Begrüßung und deutete auf die leblose Gestalt, die quer über Crowns Buckskin lag.

»Ja«, sagte der Marshal.

»Was ist passiert?«

»Ich habe ihn oben in den Bergen an der Quelle vom Sweetwater Creek gefunden. Scheinbar hat ihm niemand gesagt, wie giftig ein Arizona Bark ist.«

Baker zuckte mit den Schultern. »Pech, und was wollen Sie jetzt hier mit dem Kerl?«

»Ihn begraben, er beginnt nämlich langsam zu riechen.«

Der Stationer schüttelte derart den Kopf, dass Crown befürchtete, dieser würde ihm jeden Moment von den Schultern fallen. »Das kommt überhaupt nicht infrage. Ein frisches Grab ist so ziemlich das Letzte, was ich hier gebrauchen kann. Wenn Sie ihn schon unter die Erde bringen wollen, dann bitte hinter den Hügeln da, damit man es von der Station aus nicht sehen kann.«

»Haben Sie etwas gegen den Toten?«

»Gegen ihn nicht, aber gegen das Holzkreuz, das nachher aus der Erde ragt. Hören Sie, ich lebe hier draußen hauptsächlich von dem, was die Leute, die mit der Kutsche kommen, während ihres Aufenthalts essen und trinken. Ich glaube kaum, dass es gut für mein Geschäft ist, wenn diese Leute dabei ständig auf ein frisches Grab starren. Oder kennen Sie jemanden, der sein Essen gerne auf einem Friedhof einnimmt?«

Bevor Crown auf die Argumente von Baker eingehen konnte, spuckte der Hauseingang drei weitere Gestalten aus. Die erste war die Frau des Stationers, ein knochiges Weib mit einem einfachen Leinenkleid und einer schmutzigen Küchenschürze, die um ihren Bauch gebunden war. Danach trat ein weizenblonder Endvierziger über die Schwelle und schließlich noch eine große Frau mit hochgesteckten, rabenschwarzen Haaren und einem eng auf Taille geschnittenen Rüschenkleid. Mit ihren aufgeklebten Wimpern, der Schminke und dem Schmollmund mit den kirschroten Lippen wirkte sie wie das fleischgewordene Abbild eines typischen Saloongirls.

Die Frau in dem Leinenkleid wischte sich ihre nassen Hände an der Schürze ab und starrte den Stationer fragend an. »Was ist los Sam, was will dieser Mann hier?«

Bakers Gesicht verzerrte sich zu einer abfälligen Miene. »Stell dir vor Mary, er hat einen Toten in den Bergen gefunden und will ihn hier auf der Station begraben.«

»Was ist daran so ungewöhnlich? Schließlich hat jeder Christenmensch das Recht auf ein anständiges Begräbnis.«

»Bist du verrückt geworden, Weib?«, schnappte der Stationer. »Das hier ist eine Pferdewechselstation mit Gaststätte und Schlafgelegenheiten und keine Grabstelle. Was glaubst du wohl, was unsere Kundschaft dazu sagt, wenn wir hier einen Friedhof eröffnen?«

Mary zuckte die Schultern und blickte hilflos in die Runde.

Bevor sich jemand von den anderen zu Wort melden konnte, sagte die Frau mit den rabenschwarzen Haaren: »Das weiß wahrscheinlich niemand. Aber haben Sie sich schon einmal überlegt, was Ihre Kundschaft wohl sagen wird, wenn sie erfährt, dass Sie sich geweigert haben, hier einen weißen Christenmenschen begraben zu lassen?«

»Was soll das, muss ich mir jetzt schon von einer dahergelaufenen Saloonschlampe sagen lassen, was ich auf meinem eigenen Grund und Boden zu tun oder lassen habe?«

»Baker!«, sagte der Marshal ungehalten und seine Stimme klang dabei wie gesprungenes Glas. »Wenn Sie nicht augenblicklich aufhören, diese Dame zu beleidigen, stoße ich Ihnen jedes Ihrer Worte wieder einzeln in den Hals zurück.«

Der Stationer öffnete den Mund und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Für Sekunden herrschte eine eigentümliche Stille, bis sich Baker umdrehte und ärgerlich abwinkte. »Macht doch, was ihr wollt.«

Die Frau lächelte Jim zu, währenddessen der Stationsbesitzer wütend bis in die Stiefel zurück ins Haus stampfte.

»Vielen Dank für Ihren Beistand.«

»Keine Ursache.«

Die Frau lächelte erneut und zupfte mit beiden Händen an ihrem eng geschnittenen Kleid, das ihre Formen aufreizend zur Geltung brachte.

»Das sagen Sie! Da, wo ich herkomme, sind die Männer im Allgemeinen zu einem Tingeltangelgirl wie mir nicht so nett.«

Statt einer Antwort nahm Crown den Hut vom Kopf und deutete eine Verbeugung an. »Das liegt aber an den jeweiligen Männern. Ich für meinen Teil wurde von meinen Eltern angehalten, dass ich jeder Frau und jedem Schwachem beistehe und sie gegen alles und jedermann verteidige, der ihnen auch nur ein Haar krümmen will. Das hat nichts mit meinem Job als Marshal zu tun, sondern mit der Erziehung, die ich genossen habe.«

Die Frau senkte verlegen den Kopf. »Wissen Sie, wie gut sich das anhört? Es kommt wie gesagt ziemlich selten vor, dass man jemanden wie mich mit solchem Respekt behandelt. Ich heiße übrigens Jennifer Hubbard, aber Sie dürfen ruhig Jenny zu mir sagen.«

Ihr koketter Augenaufschlag machte Crown nun seinerseits verlegen. Der Marshal ahnte, dass sie just in diesem Moment nichts dagegen hatte, wenn er sie zumindest in den Arm nahm. Und wenn er ehrlich war, gefiel ihm dieser Gedanke sogar.

Aber da war noch was. Seufzend zog er die Schultern hoch und warf einen bedauernswerten Blick auf den Verlobungsring an seiner linken Hand.

Die Frau verzog den Mund, wie er es befürchtet hatte.

»Warum sind eigentlich alle Männer, die ich sympathisch finde, vergeben?«

Der Marshal zuckte die Achseln und antwortete mit einer Gegenfrage: »Darf man fragen, was Sie hierher verschlagen hat? Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber in meinem Beruf macht man sich über seine Mitmenschen so seine Gedanken, vor allen Dingen dann, wenn man das Gefühl hat, dass irgendetwas bei ihnen nicht in Ordnung ist.«

»Und was ist Ihrer Meinung nach mit mir nicht in Ordnung?«, wollte Jenny wissen.

Jim lächelte gekünstelt und machte eine allumfassende Handbewegung. »Das hier ist eine abgelegene Postkutschestation mitten in der Brasada, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen. Eine Frau wie Sie hingegen erwartet man eher auf einer Theaterbühne oder in einem Saloon. Da ich weiß, dass um diese Zeit die Station von keiner Kutsche angefahren wird und die nächste Möglichkeit, diesen trostlosen Ort zu verlassen, erst heute Nacht ist, frage ich mich also, was Sie und diesen Kerl da hierher verschlagen hat.« Dabei zeigte Crown mit einer abwertenden Handbewegung auf den weizenblonden Mann, der zusammen mit den anderen bei seiner Ankunft aus dem Stationshaus gekommen war und nun ruhelos auf dem Hof hin und her wanderte. Der Mann wirkte auf ihn eher wie ein abgehalfterter Kartenhai als ein Geschäftsmann. Er hatte die fahle Gesichtshaut von jemandem, der in den letzten Jahren kaum mit Sonnenlicht in Berührung gekommen war. Of-

fensichtlich schlug er sich die Nächte in verräucherten Hinterzimmern oder irgendwelchen dunklen Kaschemmen um die Ohren und nutzte den Tag, um zu schlafen. Er war eindeutig ein Spieler, allerdings einer von der Sorte, die ihre besten Tage schon lange hinter sich hatten.

Sein ehemals sicher elegant wirkender Anzug war inzwischen sowohl an den Ellbogen als auch den Jackettaufschlägen abgeschabt und auch das weiße Rüschenhemd mit der schwarzen Schnürsenkelkrawatte sah deutlich mitgenommen aus.

Jenny Hubbard nickte verbittert. »Sie kennen sich anscheinend mit Leuten wie unsereins ziemlich gut aus. Sie haben recht, wir sind beide nicht ganz freiwillig hier.«

»Was ist der Grund?«

Jenny lächelte. Es war allerdings ein ziemlich freudloses Lächeln. Es erreichte ihre Augen nicht, wie der Marshal unschwer erkennen konnte. Sie verzog lediglich den Mund.

»Wir kommen beide aus Childress. Buck Owens, so heißt der Spieler, hatte die Wahl, die Stadt zu verlassen oder wegen einiger Ungereimtheiten beim Kartenspiel ins Gefängnis zu wandern, und ich musste gehen, weil ich dem örtlichen Frauenverein ein Dorn im Auge war. Ein paar dieser vertrockneten Weiber, allen voran die Frau des Bürgermeisters, hatten Angst, dass ich ihren Männern an die Wäsche gehe.«

»Und? Haben Sie es getan?«

Jenny lachte spontan. »Gott bewahre, ich bin Sängerin und Tänzerin. Das Einzige, was man mir vielleicht vorwerfen kann, ist, dass ich diesen Heuchlern während meiner Gesangseinlagen im Saloon schöne Augen gemacht habe. Dass sie mir dabei Geldscheine in den Ausschnitt gesteckt

haben, also ... da kann ich nun wirklich nichts dafür.«

Crown verzog den Mund zu einem wissenden Lächeln. Er konnte sich ziemlich genau vorstellen, wie diese Stadtröcke jeden Abend an ihrem Dekollete hingen und sich dabei gewissen Vorstellungen hingaben. Das war in seiner Stadt nicht anders als in Childress.

»Jedenfalls hat man uns auf einen Wagen verfrachtet und zu dieser Station gefahren. Hier wurde uns nahe gelegt, die nächste Kutsche zu nehmen, ansonsten würde man uns einbuchen, bis wir schwarz werden. Und wissen Sie was? So wenig ich von diesen Pfeffersäcken in Childress halte, aber das würde ich ihnen sogar zutrauen.«

»Was haben Sie jetzt vor?«

»Wir werden nach Tascosa gehen. Die Town, so hört man, entwickelt sich gerade zur wildesten Rinderstadt von Texas, also genau das richtige Pflaster für Leute wie den Spieler und mich.«

Damit war für Crown alles klar. Er tippte grüßend mit dem Zeigefinger der Rechten an seine Hutkrempe und drehte sich um.

»Wo wollen Sie jetzt hin?«, fragte Jenny, während sie dem Marshal auf seinem Weg zu den Ställen hinterhersah.

»Nach einer Schaufel suchen«, erwiderte Crown, ohne sich umzudrehen. »Einer muss den Toten ja begraben.«

»Warten Sie, ich komme mit!«, sagte die Frau, raffte den Saum ihres Rüschenkleids über die Knöchel und folgte ihm, so schnell sie es auf den Absätzen ihrer hohen Schuhe vermochte.

Jim wurde bereits im ersten Schuppen fündig.

Mit einem Spaten und einer rostigen Schaufel bewaffnet, zog er anschließend in Begleitung von Jenny sein Pferd mit-

samt dem Toten im Sattel um das Anwesen herum und begann hinter der Station eine Grube auszuheben. Dabei musste er immer wieder an den Stationer denken.

Bakers Verhalten war ihm ein Rätsel. Seinen Gesten und Worten nach passte es ihm nicht, dass sich Jenny und der Spieler auf der Postkutschenstation aufhielten, und auch ihn schien er hier nicht gerne zu sehen. Das fand Crown seltsam, schließlich lebte Baker von den Leuten, die hier Rast machten. Bevor er sich darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, forderte der von der Sonne hart gebackene Boden seine ganze Kraft und Konzentration. Die Schwerstarbeit, um in dem vertrockneten Erdreich eine Grube auszuheben, ließ seine Gedanken an Baker rasch verfliegen.

Eine gute Stunde später klopfte er mit dem Spatenblatt die Erde über dem Grab fest, an dem sich außer ihm und Jennifer Hubbard inzwischen auch Buck Owens und Mary, die Frau des Stationers, eingefunden hatten. Gemeinsam gaben sie dem unbekanntem Toten das letzte Geleit.

Mary war die Einzige, die ein anständiges Gebet vortragen konnte. Während sie die letzten Worte für den Toten sprach, senkten die anderen die Köpfe.

Die vier Männer blickten mit starren Gesichtern auf eine karg bewachsene Hügelkuppe, von wo aus ein weiterer Mann bereits seit Minuten unentwegt gen Süden starrte.

Als eines der Pferde unruhig schnaubte, beugte sich sein Reiter, ein kleiner, drahtiger Bursche mit feuerroten Haaren, im Sattel vor und klopfte seinem Tier beruhigend auf den Hals.

»Was ist Callaghan, irgendetwas von Tom zu sehen?«

Der Mann auf dem Hügel wandte sich um und sah hinter sich den Abhang hinunter.

Rufus Callaghan war groß, breitschultrig und bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Berglöwen. Instinktiv legte sich seine Rechte auf den Griff des schweren Navy-Colts, der an seiner Hüfte baumelte. Seine dunklen Augen sprühten Blitze.

»Halt die Schnauze, Reddy, oder willst du uns mit deinem Geschrei die Sternträger auf den Hals hetzen?«

Der Angesprochene zog den Kopf zwischen die Schultern und schlug schuldbewusst die Augen nieder. »Man wird ja noch mal fragen dürfen«, murmelte er kleinlaut.

»Reddy hat recht«, sagte Frank Mitchell leise. »Mir gefällt das auch nicht. Tom hätte schon längst wieder auftauchen müssen.«

Die beiden Mexikaner neben ihm, Paco Hernandez und Manuel Pescador, nickten zustimmend.

Jeder von ihnen wusste, warum sie hier waren.

Callaghan war durch irgendeinen Umstand in den Besitz von Informationen gekommen, wonach von der Countyhauptstadt aus eine Sonderkutsche nach Fort Elliott unterwegs war. Die Ladung bestand aus nicht weniger als aus dem Sold der vergangenen Monate für die Besatzung des Armeestützpunktes. Anscheinend hatte es mit einer Bank Schwierigkeiten gegeben, und bis man im Hauptquartier in Washington reagierte, war fast ein Viertel Jahr ins Land gezogen.

Nach neunzig Tagen ohne Sold begannen die Soldaten zu rebellieren und deshalb musste man das Geld nun im Eiltempo ins Fort karren.

Vierzigtausend Dollar!

Angesichts der Tatsache, dass sie alle zusammen selbst nach zehn Jahren einen solchen Betrag nicht ersparen konnten, eine geradezu unvorstellbare Summe.

Rufus Callaghan wusste, wann und wo die Kutsche über den Überlandtrail kam, und hatte Tom deshalb vorausgeschickt, damit er Ausschau nach etwaigen Patrouillen hielt, welche die Kutsche auf ihrem Weg begleiteten.

Das hatte bisher auch funktioniert, aber seit heute Morgen war Tom nicht mehr gesehen und er hatte sich auch nicht wieder gemeldet. Es hatte den Anschein, als wäre er wie vom Erdboden verschluckt.

Mit einem unterdrückten Fluch ließ Callaghan seine Blicke erneut über das Land schweifen, während er im Unterbewusstsein den Hufschlag der Pferde seiner Sattelpartner registrierte, die hinter ihm im raschen Galopp den Hügel hinaufkamen.

Gemeinsam starrten die Männer auf die unter ihnen liegende Pferdewechselstation.

Frank, ein hagerer Kerl mit einer hässlichen Narbe auf der Wange, deutete dabei nervös auf die vier Personen, die sich in diesem Moment etwa eine halbe Meile von der Station entfernt vor einem frisch aufgeworfenen Grabhügel versammelt hatten.

»Seht ihr, was ich sehe?«

Callaghan musterte den Mann mit einem abfälligen Blick.
»Was gefällt dir denn jetzt schon wieder nicht, du alter Miesepeter?«

»Hast du nicht gesagt, dass um diese Zeit keine reguläre Kutsche fährt und wir auf der Station nur den Besitzer und seine Frau antreffen werden?«

»Auf was willst du hinaus?«, wollte Paco wissen.

»Dass die Sache allmählich aus dem Ruder läuft. Wir haben es jetzt schon mit vier Leuten zu tun. Wahrscheinlich noch mit mehr, denn keiner von den Typen da unten sieht aus, als wäre er der Besitzer der Station. Also sind wir nicht mehr in der Überzahl. Wenn ich dann noch den Driver der Sonderkutsche mit dazuzähle, seinen Begleiter und eventuell noch einen Wachmann, dann sehe ich schwarz für unseren Plan. Vor allem jetzt, wo Tom so plötzlich verschwunden ist.«

Callaghans Augen begannen wütend zu funkeln, als er antwortete. »Du kannst gerne aussteigen, wenn du die Hosen voll hast. Aber deinen Anteil kannst du dann in den Wind schreiben.«

»So war das doch nicht gemeint«, erwiderte Frank, dem deutlich anzusehen war, dass ihm der Gedanke, bei der Verteilung der Beute leer auszugehen, überhaupt nicht behagte. »Ich wollte damit nur sagen, dass wir unseren Plan vielleicht ändern sollten.«

»Da gibt es nichts zu ändern«, erwiderte Callaghan unwirsch.

»Wie soll es dann weitergehen?«

»Genauso wie bisher. Wir reiten da runter, bringen die Leute in unsere Gewalt und warten auf den Geldtransport.«

»Aber was, wenn es Schwierigkeiten gibt? Du weißt, dass die anderen mehr als wir sein werden.«

»Wer nicht spurt, wird erschossen!« Damit schien für Callaghan alles gesagt zu sein. Ohne auf einen weiteren Kommentar der Männer zu warten, lenkte er sein Pferd mit einem Zungenschmalzen auf die Station zu.

Frank fluchte zwar einen Moment lang wie ein mexikanischer Maultiertreiber, aber dann folgte er Callaghan genauso ergeben wie die anderen.

Die Sonne ragte nur noch als schmaler Halbkreis über den Horizont und tauchte das Land in rotes Licht, als sich die kleine Trauergemeinde wieder der Station näherte.

Die Gruppe war noch etwa einhundert Yards vom Haupthaus entfernt, als plötzlich Hufschlag aufkam. Die Menschen blieben unwillkürlich stehen und drehten die Köpfe.

Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete Crown die fünf Reiter, die in wildem Galopp an ihnen vorbei ritten und ihre Pferde erst zügelten, als sie sich unmittelbar vor dem Stationsgebäude befanden.

Während zwei der Männer mit weit ausgreifenden Schritten in das Haupthaus stürmten, kam ihnen der Rest breitbeinig entgegen.

Einer davon, ein großer, breitschultriger Kerl mit einem ungepflegten Dreitagebart und einem schweißglänzenden Gesicht, hielt ein Gewehr in den Händen, dessen Mündung ständig zwischen Crown und dem Spieler hin- und herwanderte. Seine beiden Kumpane hingegen hatten die Hände zwar auch am Colt, aber ihre Blicke waren nur auf Jennifer Hubbards Dekollete gerichtet.

Instinktiv legte sich Crowns Hand um den Griff seines Navys.

»Nimm die Finger von der Waffe oder willst du sterben?«

Die kreisrunde Gewehrmündung zeigte sofort auf den Bauch des Marshals.

Jim zögerte bis zu dem Moment, als einer der Männer, die ins Haus gerannt waren, seinen Colt durch das Fenster steckte und knackend den Hahn spannte.

»Hast du Bohnen in den Ohren? Tu gefälligst, was der Boss dir gesagt hat, oder ich verpasse dir eine Kugel in deinen Wanst.«

Einen Moment lang juckte es Crown in den Fingern, aber dann dachte er an die Frauen und nahm die Hand vom Colt.

Der Mann mit dem Gewehr nickte zufrieden.

»Bevor wir jetzt ins Haus gehen, möchte ich, dass ihr alle eure Waffen auf den Boden legt, und wenn ich alle sage, meine ich auch alle. Reddy wird anschließend nachsehen und wehe, er findet auch nur einen Zahnstocher oder eine Nagelfeile, dann ...« Der Bandit verstummte abrupt. Trotzdem wusste Crown, was sie zu erwarten hatten. Die nachfolgende Geste, bei der sich der Verbrecher mit dem Daumen genüsslich über die Kehle fuhr, sagte mehr als tausend Worte.

Nachdem ihre Waffen auf dem Boden lagen und sie ein Kerl mit feuerroten Haaren abgetastet hatte, winkte sie der Gewehrscütze ins Haus. »Okay, dann mal rein in die gute Stube.«

»Was gibt das, wenn es fertig ist?«, wollte Crown wissen, als er an ihm vorbeilief.

»Für jemanden ohne Waffen bist du ziemlich vorlaut«, war die Antwort. »Aber da ich heute gute Laune habe, will ich dich nicht weiter im Unklaren lassen. Mein Name ist Callaghan, Rufus Callaghan, und meine Männer und ich sind hier, weil heute Nacht eine Sonderkutsche auf der Station eintrifft, die eine Menge Geld im Gepäck hat. Eine

ziemlich große Menge, wenn du weißt, was ich meine.«

Verblüfft riss Crown die Augen auf. Was wusste dieser Halunke, was er als Sternträger nicht wusste? »So, so«, sagte er deshalb. »Eine Sonderkutsche. Darf man fragen, woher jemand wie du davon weiß?«

Der Mann, der sich Callaghan nannte, verzog die Mundwinkel zu einem breiten Grinsen. »Das hat mir ein Vögelchen zugezwitschert.«

»Das Vögelchen hat nicht zufälligerweise einen Namen?«

Schlagartig fiel das Grinsen aus Callaghans Gesicht. »Selbst wenn, geht dich das einen Scheißdreck an, und jetzt rein ins Haus, bevor ich meine gute Laune wieder verliere.« Er zeigte mit dem Gewehrlauf auf die Eingangstür.

Crown, dem klar geworden war, warum sich die Männer hier auf der Station eingefunden hatten, nickte seufzend.

Wieder einmal steckte er ohne sein Zutun bis zum Hals in Schwierigkeiten. Ihm war klar, dass sein Leben keinen Pfifferling mehr wert war, wenn die Banditen erst erfuhren, dass er ein Vertreter des Gesetzes war. Er konnte also nur hoffen, Jenny und das Stationsehepaar verplauderten sich nicht, denn außer ihnen wusste niemand, dass er Marshal war. Er hatte den Stern in seinem Office in der Schreibtischschublade zurückgelassen, schließlich war die Party bei Joshua keine dienstliche Angelegenheit.

Nachdem alle im Aufenthaltsraum versammelt waren, trat Callaghan die Tür mit dem Stiefelabsatz ins Schloss zurück.

»Bevor ihr eure Ärsche auf den Stühlen breit drückt, beantwortet ihr mir gefälligst noch eine Frage. Wen habt ihr da draußen begraben?«

Da alle sofort den Blick auf ihn richteten, übernahm Jim

die Antwort. »Irgendeinen armen Teufel, der oben in den Bergen an der Quelle des Sweetwater Creeks seine Wasserflasche auffüllen wollte. Er war dabei so unvorsichtig, einen Arizona Bark zu übersehen. Was soll ich sagen, er hätte wissen müssen, wie giftig diese Viecher sind.«

Callaghan nickte düster. Seiner Miene nach zu urteilen schien er bereits einen Verdacht zu haben, wer dieser Unglückliche sein könnte.

»Lassen Sie mich raten, der arme Teufel, wie Sie ihn nennen, trägt ein flaschengrünes Hemd, eine ärmellose Kalbfellweste und Stiefel mit Sporen.«

»Kennen Sie ihn?«

»Natürlich, Tom ist einer meiner besten Männer.«

»War«, korrigierte ihn Crown. »Jetzt ist er tot.«

Callaghan saß am Kopfende des Speisetisches, der fast die Hälfte des Aufenthaltsraums einnahm, Crown ihm genau gegenüber.

Seine vier Komplizen saßen auf seiner Seite, Jennifer, Buck Owens und der Stationer neben dem Marshal. Mary, die Frau des Besitzers der Pferdewechselstation, eilte zwischen Küche und Tisch umher und servierte das Abendessen. Es gab Spiegelei mit Bratkartoffeln, Speck und Bohnen. Dazu hatte der Stationer eine Kanne Kaffee, Zitronenwasser und eine Flasche Selbstgebrannten auf den Tisch gestellt.

Das Essen verlief schweigend, nur hin und wieder vom Schmatzen der Banditen unterbrochen, dem Klirren von Besteck und dem Klappern von Tellern.

»Die Kutsche kommt in etwa drei Stunden«, sagte Callaghan nach dem Essen. Er hatte seinen Teller von sich geschoben und langte nach dem Schnaps. Nachdem er sich aus der Flasche etwa einen Fingerbreit Schnaps in ein Glas eingeschenkt hatte, zündete er sich eine Zigarette an. Die Glut des Schwefelhölzchens spiegelte sich für Sekunden als roter Punkt in seinen Augen wieder.

»Ich für meinen Teil habe jedoch keine Lust, solange hier untätig herumzusitzen. Ich schlage deshalb ein kleines Spielchen vor, um uns die Zeit zu vertreiben. Was haltet ihr davon?«

»Was für ein Spielchen?«, fragte Owens, dessen Gesicht bei dem Wort Spielchen plötzlich einen seltsam gierigen Ausdruck bekam.

»Ein Kartenspiel«, sagte Callaghan leise. »Allerdings mit einem gewissen Einsatz. Ein Anreiz sollte schon dabei sein, sonst könnten wir es gleich bleiben lassen.«

»Okay, ich bin dabei.«

»Dann ist ja alles klar, aber ich warne dich, Spieler. Wenn ich auch nur den leisesten Verdacht habe, dass du versuchst, uns zu bescheißen, schneid ich dir die Eier ab.«

»Ich doch nicht«, erwiderte Owens entrüstet. Trotzdem griff er in die Hosentasche, um ein Seidentuch hervorzukramen, mit dem er sich den Schweiß abtupfte, der unvermittelt auf seiner Stirn stand.

Callaghans Blick sagte mehr als tausend Worte. »Warum schwitzt du dann auf einmal so, habe ich etwa recht?«

»Nein, nein«, sagte Owens und schüttelte seinen Kopf dabei so heftig hin und her, dass es Crown nicht gewundert hätte, wenn ihm dieser von den Schultern gefallen wäre.

»Es ... es ist nur so, dass es hier drin plötzlich so uner-

träglich heiß ist. Könnten wir nicht ein Fenster aufmachen?»

Callaghan lachte zynisch und blickte, anstatt zu antworten, auf die anderen am Tisch.

»Was ist mit Ihnen, Miss?«, fragte er Jenny. »Sie dürften doch einem Spiel auch nicht abgeneigt sein, wenn ich Sie mir so ansehe. Wer weiß, vielleicht gewinnen Sie sogar die eine oder andere Partie.«

»Habe ich eine Wahl?«

Der Banditenboss grinste anzüglich. »Nein, Puppe, hast du nicht!«

»Wir haben in der Küche zu tun«, sagte Mary Baker und drückte ihrem Mann einen Teil des benutzten Geschirrs in die Hände.

»Und ich spiele nicht mit Verbrechern«, sagte Crown, als der Blick des Banditen auf ihn fiel.

Callaghan beugte sich vor, zog an seiner Zigarette und blies Jim eine große Rauchwolke direkt ins Gesicht. »Hüte deine Zunge, Amigo. Ich habe dir schon einmal gesagt, dass du für einen Mann ohne Waffen eine ziemlich große Klappe hast. Ein drittes Mal werde ich es nicht mehr erwähnen, denn vorher leg ich dich um, verstanden?«

»Spielen wir jetzt oder reden wir?«, fragte Jenny.

Ein Blick in das Gesicht der Frau zeigte Crown, dass sie die Spannungen zwischen ihm und dem Banditen bemerkt hatte. Offensichtlich wollte sie mit ihrer Frage etwas Brisanz aus dem Verhältnis zwischen ihnen nehmen, was ihr augenscheinlich auch gelang. Der Banditenboss lehnte sich jedenfalls in seinem Stuhl zurück und nahm die Hand wieder von der Waffe.

Die Antwort, die er Jenny danach gab, fiel allerdings et-

was anders aus, als sie und Crown es sich vorgestellt hatten.

Callaghan beugte sich unvermittelt vor, starrte die Frau lüstern an und sagte: »Natürlich spielen wir, und zwar um dich!«

Das nachfolgende Gelächter der Banditen ließ für Sekunden den ganzen Raum erbeben.

Vier Pokerpartien später warf Callaghan das Kartenspiel bereits wieder auf den Tisch.

»Genug jetzt«, sagte er entschieden. »Das Ganze beginnt mich zu langweilen. Eine richtige Pokerpartie ohne einen anständigen Schnaps ist wie ein Mann ohne Colt.«

»Was soll das heißen?«, fragte der Mann, der Reddy genannt wurde. Enttäuschung schwang in seiner Stimme mit, als er auf den Kartenhaufen starrte, den Callaghan in die Tischmitte geworfen hatte. Die letzten beiden Runden waren an ihn gegangen, und wenn es auch nur Centbeträge waren, so hatte der Rothaarige dennoch Interesse daran weiterzuspielen. Schließlich machte auch Kleinvieh Mist.

»Dass ich keine Lust mehr habe zu spielen, ohne Whisky und Weiber macht es einfach keinen Spaß. Also hören wir lieber auf, wir können es uns im Moment nicht leisten, etwas zu trinken.«

»Und jetzt?«, erwiderte Reddy unwirsch. »Sollen wir etwa bis heute Nacht dasitzen und die Wände anstarren?«

Callaghan begann anzüglich zu grinsen. »Nicht unbedingt, man kann sich die Zeit auch anders vertreiben.« Dabei zuckten seine Blicke in dem Schankraum hin und her,

bis sie sich an einer der Türen im Hintergrund festsaugten.
»Sind das die Gästezimmer?«

Mary Baker nickte.

Callaghan grinste erneut und bedachte Jenny mit einem lüsternen Blick. »Du hast es gehört, Püppchen. Also geh schon mal vor und halte dich bereit. Ich komme gleich nach.«

Die Frau wurde schlagartig blass. Entsetzen machte sich auf ihrem Gesicht breit, als ihr bewusst wurde, was der Banditenführer mit ihr im Sinn hatte. Ihre Blicke, die dem eines in die Enge getriebenen Tieres glichen, hetzten von einem der Anwesenden zum anderen.

Crown bebte vor Wut, während er hilflos mit ansehen musste, wie sich Callaghan aufrichtete und an seinem Gürtel nestelte.

Jennys Augen füllten sich langsam mit Tränen. Ein Anblick, der in Jim sämtliche Dämme brechen ließ. Der Marshal warf alle Bedenken über Bord und wollte gerade aufspringen, als sich eine Kutsche der Station näherte. Zuerst war es nur ein unterschwelliges grollendes Geräusch, das allerdings rasch lauter wurde, und schon bald waren das Rattern von eisenbeschlagenen Rädern, das Klirren von Gebissketten und das Schnauben der Pferde unüberhörbar.

Die Menschen im Speiseraum der Station waren alle plötzlich wie aufgedreht. Sämtliche Augen richteten sich auf die Eingangstür.

Der Mann dort, es war Frank, drehte sich zu ihnen um und sagte: »Hol mich der Teufel, anscheinend kommt die Kutsche schon jetzt!«

Seine Worte ließen die Banditen aufspringen, als wäre in ihrer Mitte eine Bombe eingeschlagen.

Callaghan zog seinen Colt und bellte sofort ein paar Befehle. Der Lauf seiner Waffe zuckte in der Luft wie ein drohend erhobener Zeigefinger hin und her.

»Paco, Manuel, los, schnappt eure Gewehre und geht rüber in den Stall. Dann können wir sie von zwei Seiten unter Feuer nehmen, falls es Schwierigkeiten geben sollte.«

Die beiden Mexikaner rannten sofort los, indessen Callaghan mit dem Revolverlauf auf den Mann mit den roten Haaren zeigte. »Du kümmerst dich um die Gefangenen, während Frank und ich die Fenster im Auge behalten.«

Bevor die Banditen ihre Positionen einnahmen, musterte Callaghan die anderen noch einmal eindringlich. »Ihr verhaltet euch jetzt ruhig und macht keine Schwierigkeiten«, sagte er mahnend. Dabei ruhte sein Blick besonders lange auf Jim. »Das gilt besonders für dich, Amigo. Reddy hat von mir die Order, dich beim geringsten Anzeichen von Widerstand über den Haufen zu schießen, verstanden?«

Jim nickte und trat einen Schritt zurück. Er wollte Callaghan nicht noch weiter gegen sich aufbringen, jedenfalls noch nicht.

Im Moment wollte er einfach nur abwarten.

Er rechnete sich eher gegen den Rothaarigen Chancen aus, als gegen Callaghan, da der Kerl längst nicht so abgebrüht wirkte wie dieser. Ihn würde der Überfall garantiert nicht kalt lassen, und damit ergaben sich bestimmt genug Momente, in denen er abgelenkt war.

Crown war gerade dabei, sich einen Plan zurechtzulegen, als ihn die raue Stimme eines Mannes jäh aus den Gedanken riss. Sie kam von draußen, vom Hof, und gehörte wahrscheinlich dem Driver, da seine Worte von den typischen Geräuschen untermalt wurden, die immer dann er-

klangen, wenn eine Kutsche samt Gespann zum Stehen gebracht wurde.

»Verdammt Baker, wo steckst du? Du hast doch gewusst, dass wir frische Pferde brauchen, wenn wir auf die Station kommen. Oder hast du das etwa schon wieder vergessen?«

Der Stationer zuckte zusammen und nahm den Kopf zwischen die Schultern. Schweißperlen überzogen seine Stirn. Stumm richtete er seine Blicke zu Boden, als könnte er dort die Antwort auf die Frage des Kutschers finden.

Sekundenlang herrschte im Schankraum eine seltsame Stille, bis sich Callaghan, der sich inzwischen an einem der Fenster postiert hatte, ungehalten umdrehte. »Antworte gefälligst! Merkst du nicht, wie die da draußen langsam nervös werden?«

Bakers Lippen begannen zu zittern. Verzweifelt rang er um Worte.

»Los jetzt, melde dich, oder du bist die längste Zeit unser Partner gewesen.«

Der Stationer verzerrte das Gesicht und krümmte sich wie ein getretener Hund. Callaghan hatte wohl etwas gesagt, was er hätte nicht sagen sollen.

Alle anderen sahen sich fragend an.

Jenny und der Spieler drehten die Köpfe in Richtung des Marshals, dem die Erkenntnis plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel. In diesem Augenblick war für Jim alles klar.

Das seltsame Verhalten Bakers bei seiner Ankunft auf der Station, das Auftauchen der Banditen und die vagen Andeutungen Callaghans. Baker war ursprünglich wahrscheinlich einer der Wenigen, die von dieser Sonderfahrt wussten. Mit Sicherheit hatte ihn die Kutschengesellschaft

darüber informiert, dass er außerhalb des Fahrplans zu einem bestimmten Zeitpunkt ein frisches Gespann bereithalten musste. Aber das Wissen um das viele Geld hatte ihn und seine Frau aus der Bahn geworfen. Sie hatten sich mit Callaghan und seinen Männern eingelassen, weil es beiden unmöglich war, die Kutsche im Alleingang zu überfallen. Nun aber hatte es den Anschein, als ob sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr loswurden.

Obwohl Sam Baker im Grunde genommen ein Feigling war, kam er mit zwei, drei schnellen Schritten auf den Banditen zu. In seinem Gesicht spiegelten sich Wut und Angst gleichermaßen wieder. »Du bist ein Schwein, Rufus. Meine Frau hatte recht, ich hätte mich niemals mit euch einlassen dürfen.«

Der Bandit lachte höhnisch. »Ich weiß gar nicht, was du willst. So, wie es bisher läuft, ist doch alles in Ordnung.«

»Nichts ist in Ordnung!«, zischte Mary Baker, die gerade aus der Küche gekommen war. »Alles hätte seinen geregelten Gang genommen, wenn Sie nur Ihr vorlautes Maul gehalten hätten. So aber weiß jetzt jeder, dass wir mit drin hängen.«

»Tja, so ist das eben, mitgehangen, mitgefangen.«

»Eine andere Antwort habe ich auch kaum von Ihnen erwartet«, sagte Mary schrill. Die Stimme der Stationerfrau überschlug sich förmlich.

Jim spitzte die Ohren. Er war gespannt, wie sich die Sache weiter entwickeln würde.

»Wissen Sie eigentlich, warum wir bei der Sache mitgemacht haben?«

Als Callaghan den Kopf schüttelte und zu einer Antwort ansetzen wollte, unterbrach ihn Mary mit einem für eine

Frau ungewohnt scharfen Ton. »Nein, das wissen Sie nicht, Sie Verbrecher! Wir haben es nämlich satt, jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang den Buckel für einen Hungerlohn krumm zu machen. Mit diesem Geld hätten wir uns ein Haus in der Stadt kaufen können, um dort bis ans Ende unserer Tage sorglos zu leben. Wir hätten geschwiegen und niemand hätte je von dieser Sache erfahren. Aber dank Ihrem dummen Geschwätz weiß nun jeder davon. Sam und ich müssen wahrscheinlich alles zurücklassen, um wenigstens mit heiler Haut aus der Sache herauszukommen, wenn das alles hier vorbei ist. Dafür hasse ich Sie! Sie haben uns mit Ihren großspurigen Versprechungen förmlich betrunken gemacht und im Endeffekt keine davon gehalten. Sie haben unser Leben ruiniert! Aber was rede ich da, solche Dinge wird ein Mensch wie Sie sowieso nie verstehen.«

Sam Baker nickte zustimmend.

Callaghan antwortete mit einem wilden Fluch.

Die Haltung des Marshals versteifte sich jäh, als er beobachtete, wie der Bandit den Colt auf das Stationerehepaar anlegte.

Sekundenlang herrschte eine geradezu unerträgliche Spannung. Alle Augen waren auf Callaghan und die Bakers gerichtet, als draußen im Hof unvermittelt eine scharfe Stimme ertönte. »Achtung Männer, da drüben im Stall ist jemand.«

Jemand fluchte heiser, dann begannen Colts zu krachen. Pferde wieherten, Männer schrien und immer wieder war

zwischen dem dumpfen Wummern der Colts das helle Peitschen von Gewehren zu hören.

Der Marshal, Jenny, Buck der Spieler und die Bakers duckten sich hinter der Theke, während Callaghan mit Frank und dem Mann, den alle nur Reddy nannten, am Fenster stand und fluchend eine Kugel nach der anderen hinaus in die Dunkelheit jagten.

»Du und dein verschissener Plan!«, brüllte Frank. Er versuchte, das Krachen der Schüsse zu übertönen. »Habe ich dir nicht gesagt, dass es schief geht? Von wegen eine todsichere Sache! Wenn ich gewusst hätte, dass die Kutsche mit Bewaffneten vollgestopft ist, wäre ich erst gar nicht auf die Idee gekommen, bei diesem Coup mitzumachen.«

Inzwischen krachte es im Hof beinahe ununterbrochen.

Callaghans Kopf ruckte herum. Sein bärtiges, vor Schweiß glänzendes Gesicht war rot vor Zorn. »Halt dein dummes Maul und schieß!«, schrie er. »Noch ist nichts verloren.«

»Das sagst du, in Wirklichkeit sitzen wir bereits bis zum Hals in der Scheiße.«

»Frank hat recht«, sagte Reddy, der in der nächsten Sekunde einen Satz zur Seite machte und dabei einen schrillen Schrei ausstieß. Eine der Kugeln war neben ihm im Fensterrahmen eingeschlagen und dabei hatte das umherspritzende Mauerwerk seine Wange getroffen.

Erschrocken presste Reddy die Hand auf die betroffene Stelle und schrie erneut, als er das Blut zwischen seinen Fingern sah. »Verdammt, mich hat's erwischt!«

»Selber schuld, was hast du auch hier am Fenster zu suchen? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst auf die Gefangenen aufpassen?«

Reddy legte wütend die Stirn in Falten. Seinem verkniffenen Gesicht nach wollte er sich gerade eine passende Antwort zurechtlegen, als draußen das Schießen unvermittelt verstummte. Statt der Schussdetonationen hallte wieder die scharfe Stimme über den Hof.

»Schätze, das war es dann, Jungs. Das Haus ist umstellt und eure Partner sind tot. Damit ist die Geldkiste für euch so unerreichbar wie der Mond. Was ist, kommt ihr raus oder müssen wir euch holen?«

Die Männer im Haus schwiegen betreten.

»Damit hat sich die Sache wohl erledigt, oder?«, sagte Frank nach einer Weile.

Callaghan schüttelte den Kopf. Er rieb sich den Schweiß von der Stirn und füllte neue Patronen in die Kammern seines Colts. »Einen Trumpf haben wir noch.«

»Wenn du die Gefangenen meinst, vergiss es. Wenn wir uns an denen vergreifen, dann hängen sie uns gleich.«

Callaghan sah wieder aus dem Fenster. »Weißt du, warum ich in unserem Verein immer noch der Boss bin?«

Frank zog die Augenbrauen hoch. »Nein, aber ich schätze, das wirst du uns gleich erzählen.«

Callaghan spuckte auf den Boden. »So ist es. Der Unterschied ist, dass ich im Gegensatz zu euch über jede Sache zweimal nachdenke. Das ist auch der Grund, warum ich mich dazu entschieden habe, den Überfall hier zu machen.«

»Wieso? Was ist an diesem Ort so besonderes?«

Callaghan grinste wie ein kleiner Junge, der soeben die Erlaubnis bekommen hatte, seine Weihnachtsgeschenke auszupacken. »Abgesehen von einem geheimen Tunnel, der unten vom Keller aus in die Cap Rocks führt, eigentlich nichts.«

Die Augen der anderen wurden so groß wie Spiegeleier.

»Woher zum Teufel ...«

»Ich habe es dir doch gesagt, Frank. Ich überlege immer zweimal, bevor ich eine Sache in Angriff nehme. Diese Station liegt in den ehemaligen Jagdgründen der Comanchen. Der Mann, der vor Baker die Station verwaltete, legte, nachdem er von den Indianern innerhalb weniger Monate dreimal überfallen wurde, einen Fluchttunnel an, der uns jetzt wahrscheinlich den Arsch retten wird.«

»Schön und gut«, erwiderte Frank und deutete auf ihre Geiseln. »Aber was machen wir mit denen da? Wenn wir sie hierlassen, wissen die da draußen keine Sekunde später Bescheid. Wenn wir sie aber mitnehmen, haben wir einen Klotz am Bein, der uns später das Genick brechen könnte.«

Erneut nahm die Stimme im Hof dem Banditenführer die Antwort ab. »Ich zähle jetzt bis drei, wenn ihr dann nicht aus dem Haus kommt, kommen wir rein!«

Callaghan lachte meckernd. »Das werdet ihr schön bleiben lassen. Wir haben hier drin fünf Geiseln, darunter zwei Frauen. Die sind alle tot, wenn auch nur einer von euch weiter als fünf Schritte vor das Haus kommt.«

»Du kannst uns viel erzählen, wenn der Tag lang ist. Wir wissen genau, dass ihr und die Bakers da drinnen alleine seid. Um diese Zeit fährt keine Kutsche die Station an, also ist auch niemand außer euch im Haus.«

Callaghan schüttelte den Kopf. »Wetten doch?«

Ohne auf eine Reaktion von draußen zu warten, drehte sich der Banditenführer um, umrundete die Theke und packte Buck Owens am Arm.

Der Spieler konnte gar nicht so schnell laufen, wie ihn Callaghan in Richtung Eingang zerrte.

Bevor Owens wusste, wie ihm geschah, riss der Verbrecher die Tür auf und versetzte ihm einen Stoß ins Kreuz, der ihn wie einen Betrunkenen über die Veranda taumeln ließ.

Dann schoss er in die Luft.

»Nicht schießen!«, rief jemand bei der Kutsche noch, aber es nützte nichts. Der Spieler wurde, von unzähligen Kugeln getroffen, zweimal um die eigene Achse gewirbelt, dann sank er mit einem schrillen Schrei zu Boden.

Callaghan hatte indessen die Tür wieder hinter sich zugeschlagen und sich im Haus neben dem Fenster in Deckung gebracht.

Das Schießen war inzwischen verstummt.

»Das nächste Mal schicke ich eine der Frauen raus«, schrie Callaghan, während sein höhnisches Gelächter gespenstisch durch die Dunkelheit hallte.

Die nachfolgende Stille war geradezu unheimlich.

Niemand im Hof gab auch nur den geringsten Laut von sich, weder Mensch noch Tier.

Selbst der immerwährende Wind war verstummt. Es schien, als ob das Land den Atem anhielt, während sich im Innern der Station hingegen die Ereignisse geradezu überschlugen.

Callaghan, Reddy und Baker mühten sich mit vereinten Kräften, den riesigen, aus massivem Holz gefertigten Esstisch in der Mitte des Raumes zur Seite zu wuchten, solange Frank am Fenster noch alles unter Kontrolle hatte.

Crown, der vorsichtig hinter der Theke hervorlinste,

starrte wie gebannt auf das Treiben der Männer. Er wusste, auch ohne dass es ihm jemand sagte, dass sich unter dem Tisch die Falltür befinden musste, die Callaghan vorhin im Gespräch mit seinen Männern erwähnt hatte. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg aus ihrem Dilemma, solange die drei mit dem schweren Tisch beschäftigt waren. Deshalb reagierte er ziemlich unwirsch, als ihn Jenny mehrmals am Ärmel zupfte.

Mit einer wütenden Bewegung drehte er den Kopf zur Seite und hatte bereits eine harsche Bemerkung auf den Lippen, bis er sah, was die Frau da vor ihm veranstaltete.

Die Worte blieben ihm regelrecht im Hals stecken. Er konnte einfach nicht glauben, was er zu sehen bekam.

Trotz der prekären Situation, in der sie steckten, schien die Frau anscheinend nichts Besseres zu tun zu haben, als ihren Rock hochzuschlagen und ihm einen freien Blick auf ihren Unterleib zu gewähren.

Crown musste hörbar schlucken. Es kam schließlich nicht alle Tage vor, dass ihm eine reizvolle Frau wie Jenny unaufgefordert ihre nackten Oberschenkel mitsamt dem spitzenumrandeten Strumpfband und einem knappen Slip zeigte, der mehr preisgab, als er verhüllte.

Seine Gedanken gingen erst wieder in eine andere Richtung, als er erkannte, wie Jenny aus einer Halterung an ihrem Strumpfband einen doppeläufigen Derringer entnahm und ihm die kleine Waffe in die Hand drückte. »Hier«, flüsterte sie tonlos. »Das war bisher meine Lebensversicherung gegen aufdringliche Freier. Ich denke, du kannst im Moment aber mehr damit anfangen als ich.«

Sprachlos starrte Jim auf die Waffe.

Der Derringer war ein vernickelter Philadelphia Perkussi-

on, Kaliber .44. Obwohl das Ding ziemlich unscheinbar aussah, war die Wirkung der kleinen Waffe besonders in geschlossenen Räumen verheerend. Die Kugeln bestanden aus Weichblei und verformten sich beim Aufprall auf den Körper zu doppelter oder dreifacher Größe.

Crown wusste das deshalb, weil Henry Mason, der Büchsenmacher von Rath City, einer seiner besten Freunde war.

Schnell steckte er die Waffe in seine Hosentasche. Ein rascher Blick zeigte ihm, dass bisher niemand etwas mitbekommen hatte. Wie auch? Mary saß am anderen Ende der Theke mit verschränkten Armen auf dem Boden und weinte leise vor sich hin und die Männer waren gerade dabei, die Falltür zu öffnen.

Er hatte zwar nur zwei Kugeln zur Verfügung, dennoch wirkte der Besitz der Waffe irgendwie beruhigend auf ihn.

Dann war es soweit.

Während sich draußen im Hof immer noch niemand zu regen schien, hatten Callaghan und die anderen die Falltür freigelegt.

Der Banditenboss kletterte als Erster die Leiter hinunter. Danach war Reddy an der Reihe, dem Crown und Jenny folgen mussten, und den Abschluss bildete Frank mit den Bakers. Angetrieben von dem Banditenboss hetzten sie den unterirdischen Gang entlang. Obwohl nur Callaghan und Baker mit einer Petroleumlampe ausgerüstet waren, genügte das Licht, um den Marshal die Umgebung erkennen zu lassen.

Derjenige, der vor den Bakers diese Station verwaltet hatte, musste den größten Teil seiner Zeit damit verbracht haben, diesen Fluchtweg zu bauen.

Der halbhohe Gang führte kerzengerade nach Norden

und war an den Seiten beinahe besser verstärkt als so mancher Minenschacht, den Crown in früheren Jahren zu sehen bekommen hatte. Trotzdem war alles Makulatur, wenn die Männer aus der Kutsche den Tunnel entdeckten.

Wie zur Bestätigung seiner Worte begann Frank hinter ihm zu fluchen. »Verdammt Rufus, wie lange noch?«

»Wir sind gleich da«, keuchte Callaghan. »Warum fragst du?«

»Weil oben im Haus Schritte zu hören sind. Wenn sie den Tunnel entdecken, war alles umsonst.«

»Keine Angst, Frank. Für diesen Fall hält Baker für unsere Verfolger ein paar Überraschungen parat. Nicht wahr, Baker?«

Crown vermochte nicht zu sagen, warum er sich ausgerechnet in diesem Moment nach Baker umdrehte. Er wusste später nur noch eines: Hätte er es nicht getan, wäre er wahrscheinlich nicht mehr am Leben.

Er sah im gelben Schein der Petroleumleuchte Bakers verzerrtes Gesicht, das eher der Fratze eines Wahnsinnigen ähnelte als dem eines Menschen. Er sah den Hebel in der Felswand und dann hörte er auch schon Bakers höhnisches Gelächter.

Mit einem Satz warf Crown sich zur Seite und riss Jenny mit.

Dann verdunkelte sich der Tunnel.

Baker hatte mit dem Hebel irgendeinen Mechanismus ausgelöst, der den Fluchtweg für immer unbrauchbar machte.

In dem Gang begann es zu donnern und poltern, Steine und Erdreich stürzten von der Decke herab, dann folgte eine Gerölllawine, die den ganzen Tunnel erzittern ließ.

Als sich der Staub gelegt hatte und Stille eingekehrt war, richtete sich Crown vorsichtig auf und blickte sich um. Dort, wo sich Callaghan und Reddy vor Sekunden noch befunden hatten, waren nichts mehr außer Steine, Erdreich und Dreck. Die beiden Banditen waren so hart gestorben, wie sie gelebt hatten. Wenn sie die herabfallenden Felsen nicht erschlagen hatten, waren sie inzwischen unter den Tonnen von Erdmassen, die den Tunnel vor ihnen ausfüllten, jämmerlich erstickt.

Crown schüttelte sich kurz. Auch wenn Callaghan ein Verbrecher war, diesen Tod wünschte er nicht einmal seinem schlimmsten Feind.

»Sind Sie verrückt geworden?«, herrschte der Marshal den Stationer an.

»Wieso? Sie waren Verbrecher und haben es verdient.«

»Das entscheiden nicht Sie, denn Sie sind keinen Deut besser. Gott sei Dank aber gibt es noch so etwas wie Gerechtigkeit. Ihren Anteil an diesem schmutzigen Geschäft können Sie endgültig abschreiben.«

»Das glaube ich kaum«, sagte Baker kalt, während Jenny neben dem Marshal hustend wieder auf die Beine kam.

»Selbst wenn wir das Geld erbeutet hätten, wären für uns nicht viel mehr als zwei oder dreitausend Dollar herausgesprungen. So aber bekomme ich für Callaghan und seine Bande fast das Doppelte an Belohnung. Sie sehen also, dass ich mit seinem Tod ein deutlich besseres Geschäft mache.«

»Du Schwein!«

Frank Mitchell, der letzte Überlebende der Callaghan-Ban-

de, taumelte wie aus dem Nichts heraus auf die Bakers zu. Obwohl er augenscheinlich schwer verletzt war, sein linker Arm stand wie ein Fremdkörper seltsam abgewinkelt von der Schulter ab und sein Gesicht war blutüberströmt, bewegte sich der Colt in seiner Rechten keinen Millimeter. Die kreisrunde Mündung der Waffe war genau auf Bakers Bauch gerichtet.

»Das hast du dir so gedacht, du Teufel. Aber daraus wird nichts, dafür werde ich sorgen.«

»Das glaube ich kaum. Du bist doch jetzt schon fast tot.«

»Fahr zur Hölle!« Frank hatte kaum ausgesprochen, als er plötzlich ins Schwanken geriet. Sein Gesicht verzerrte sich vor Qualen, doch bevor er in die Knie ging, zog er mit letzter Kraft den Abzug seiner Waffe durch.

Indes er langsam, mit einem Stöhnen auf den Lippen nach vorne auf das Gesicht fiel, hallte die Schussdetonation überlaut durch den engen Tunnel.

Was dann kam, konnte Crown bis heute nicht begreifen.

Obleich alle Beteiligten keine fünf Schritte voneinander entfernt standen, verfehlte die tödliche Kugel ihr Ziel. Mit einer blitzschnellen Bewegung, die der Marshal Baker im Leben nie zugetraut hätte, riss der Stationer seine Frau zu sich heran.

Der Blick, mit dem er mit ansah, wie sich die eigentlich für ihn bestimmte Kugel in den Rücken seiner Frau bohrte, hätte selbst die Hölle erfrieren lassen. Bevor irgendjemand reagieren konnte, stieß er Mary, die er als Schutzschild benutzt hatte, von sich wie ein lästiges Insekt, stürzte auf Frank zu und riss dem toten Banditen die Waffe aus der Hand.

Crown war bis auf zwei Schritte an ihn heran, als ihn Ba-

ker stoppte, indem er knackend den Hahn des schweren Revolvers spannte.

»Einen Schritt weiter und du bist ein toter Mann.«

»Gib auf, die Männer aus der Kutsche werden gleich hier sein.«

Baker lachte höhnisch. »Den Teufel werde ich tun!«

»Wie du willst, du bist so oder so erledigt!«

»Irrtum! Denn bis die hier unten sind, lebt ihr schon nicht mehr. Aber ich, der Bezwinger der Callaghan-Bande. Ha, jetzt sag noch einer, dass mein Plan nicht genial war!«

»Das meinst auch nur du!«, schrie Jenny und stürzte sich wie eine Wildkatze auf Baker.

Der Stationer ruckte herum und zielte wahrhaftig mit der Waffe auf die Frau.

Eine Sekunde später traf ihn die erste Kugel aus dem Deringer. Baker taumelte, behielt die Waffe in den Händen und drückte ebenfalls ab. Aber seine Kugel bohrte sich wirkungslos zu seinen Füßen in den Boden. Ächzend sackte er in die Knie, indes ihn die zweite Kugel traf.

Crown drückte ein drittes Mal ab und bedauerte zutiefst, dass der Hammer danach auf eine leere Patronenkammer traf.

Für diesen Teufel wären selbst einhundert Kugeln zu wenig gewesen.

Sekunden später drang ein halbes Dutzend Gewehrschützen in den Tunnel ein und Crown ließ die Waffe sinken.

Als Jenny in seine Arme sank, wusste er, dass nun alles gut wurde. Es schien, als ob eine zentnerschwere Last von ihm abgefallen war.

Von Emotionen überwältigt drehte er den Kopf zur Seite, legte seine Lippen auf den Mund der Frau und küsste sie

mit einer Leidenschaft, die ihn selber überraschte.

Im selben Moment, als er das Funkeln in ihren Augen sah, begann er sich zu verfluchen.

Der Teufel der Baker-Station war tot. Aber wie bitte sollte er Linda den Rest der Geschichte erklären?

Ende